



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Susanne

Roman

Montépin, Xavier de

Wien [u.a.], 1877

XVI. Eine Soirée.

urn:nbn:de:hbz:466:1-44725

XVI.

Eine Soirée.

„Nun, ich stehe zu Ihrem Befehle,“ gab ich zur Antwort.

„Susanne knüpfte sich unter dem Kinn die Bänder eines niedlichen Kosahutes. Ueber die Schulter warf sie einen großen indischen Shawl, zog schöne Handschuhe an und sagte zu mir: „Gehen wir.“

„Wir hatten schon einige Schritte gegen die Thüre gemacht, als sie auf einmal rief: „Ah, ich vergaß . . .“ Sie kehrte zu ihrem Glasschrank zurück, machte ihn auf, nahm ein kleines Portefeuille von Perlmutter, fein ciselirt, heraus und reichte es mir mit den Worten: „Da, mein Freund!“

„Was ist das?“

„Eine Schuld, die ich tilge.“

„Wie, eine Schuld?“

„Nun ja.“

„Ich blickte in das Portefeuille. Es enthielt ein Billet von fünfhundert Francs.

„Wohin denken Sie!“ rief ich . . . „ich werde dieses Geld fürwahr nicht annehmen.“

„Wollen Sie mich etwa abhalten, meine Schulden zu bezahlen?“

„Aber Sie sind mir ja nichts schuldig.“

„Haben Sie denn unser unglückseliges Bündniß in dieser Nacht beim Landsknecht vergessen?“

„Nein . . . Aber!“

„Kein Aber! . . . Nehmen Sie, ich will es! das Bankbillet ist eine Schuld; das Portefeuille ein Souvenir; Ihre Schuldnerin gibt Ihnen das Eine, Ihre Freundin bietet Ihnen das Andere.“

„Ich sah es deutlich in Susannens Gesichte, daß sie beleidigt gewesen wäre, wenn ich bei meiner Weigerung bestanden hätte. Ich steckte also das Portefeuille in meine Tasche.

„Ah,“ begann Susanne lachend wieder, „vielleicht stelle

ich Ihnen dieses Geld nicht für lange Zeit zurück . . . Wer weiß, was ich Sie diesen Abend kosten werde."

"Wir stiegen in die Miethkutsche, welche uns am Hauptthore erwartete und uns dann zwei Stunden lang unter dem Kreuzfeuer von Lorgnetten der Männer und von scheelen Blicken der Frauen in der großen Allee der elysäischen Felder hin- und herführte. Susanne lehnte sich an den Kutschenschlag mit unglaublich leichtfertiger Miene. Fast alle Männer, welche an unserm Wagen vorbeiritten oder in Doc-Karts und Phaëtons vorüber rollten, warfen Susannen mit den Fingerspitzen zarte Grüße zu und lächelten sie an mit der traulichsten Unverschämtheit.

"Dieses Lächeln und diese Grüße versetzten mir Nadelstiche in das Herz. Ich hatte das Fieber, machte aber übermenschliche Anstrengungen, um heiter zu erscheinen.

"Ah!" sagte Susanne auf einmal zu mir, "wir begegnen da einem halben Duzend intimer Freunde des Schwachkopfs Tournesol! . . . Er wird noch nicht fünf Minuten lang nach Paris zurückgekehrt und in das Café Anglais gekommen sein und schon erfahren, daß ich mich in den elysäischen Feldern mit einem jungen Manne gezeigt habe."

"Und was wird er dazu sagen?" fragte ich.

"Dieser Millionär soll sagen, was er will. Macht es ihn verdrießlich, desto schlimmer für ihn. Er fängt wirklich an, mich ein bischen stark zu langweilen! . . . Das übersteigt denn doch die Grenzen! Nach ihm einen Anderen, zehn Andere, hundert Andere! Ein Wechselagent läßt sich bald erzeigen! . . ."

"Diese Worte versetzten mich in kalte Wuth . . . mich wandelte schon die unsinnige Lust an, das Weib, welches so sprach, zu erwürgen. Ich sagte mir: Susanne müsse mir nicht bloß ein- oder zweimal angehören, sondern nur immer mir allein.

"Susanne," sagte ich, während ich mich gewaltsam zwang, ruhig zu bleiben . . . "Sie lieben also das Geld sehr?"

"Das Geld! . . . Es ist das Einzige in dieser Welt, was ich liebe, aber nicht, um es aufzuhäufen, sondern um es auszugeben."

„Und zwar um jeden Preis?“

„Wie Sie sagen.“

„Und wieviel geben Sie jährlich aus?“

„O, nie genug.“

„Aber doch . . .“

„Monatlich zweitausend Francs . . . so beiläufig . . . vierundzwanzig bis fünfundzwanzigtausend Francs jährlich.“

„Ich überlegte allsogleich bei mir: der Vermögensantheil, welcher mir in der Verlassenschaft eines meiner Oheime zufallen wird, beläuft sich ungefähr auf hunderttausend Francs in liegenden Gütern, und auf diese wäre es mir ein Leichtes, ohne Wissen meines Vaters an sechzigtausend Francs zu entlehnen.

„Also,“ fragte ich, „fünfundzwanzigtausend Francs jährlich genügen Ihnen?“

„Beiläufig . . . Aber was kümmert Sie das?“

„Und wenn ich Ihnen diese fünfundzwanzigtausend Francs anbieten würde?“

„Sie, P a u l?“

„Ja, ich.“

„Und warum sie mir anbieten?“

„Damit sie Ihnen kein Anderer geben soll.“

„Verlieren Sie den Kopf?“

„Nicht im Geringsten.“

„Man nimmt fünfundzwanzigtausend Francs von einem Liebhaber an, allein von einem Freunde wäre das unerhört.“

„Sie wissen aber, mein sehnlichster Wunsch in dieser Welt wäre es, Ihr Liebhaber zu werden.“

„Was! schon wieder diese Narrheit?“

„Ist es eine Narrheit, S u s a n n e, Sie zu lieben?“

„Ich gehe auf das nicht ein . . . Aber sieh doch, Sie sind also sehr reich?“

„Ich besitze hunderttausend Francs.“

„S u s a n n e fing zu lachen an.

„Hunderttausend Francs!“ sagte sie, „und Sie bieten mir davon fünfundzwanzigtausend! . . . Ihr Kopf ist noch mehr aus den Fugen, als ich dachte, mein armer Freund; wie können

Sie denn so etwas Unsinniges auch nur wollen? . . . und wozu soll es Ihnen dienlich sein?"

"Aber ich sage Ihnen ja, daß ich Sie liebe."

"Ach! da leiern Sie wieder das Geleier der Anderen! . . . dieselben Worte auf dieselbe Melodie! . . . Haben Sie „Die Cameliendame“ im Baudevilletheater gesehen?"

"Was wollen Sie damit sagen?"

"Ich frage Sie, ob Sie die „Cameliendame“ gesehen haben?"

"Nun denn, ja!"

"Ein hübsches Stück, nicht wahr?"

"Allerliebste . . . aber . . ."

"Aber," fiel Susanne ein, "Sie wissen nicht, worauf ich hinaus will . . . darauf nämlich: Ich fühle durchaus keinen Beruf für die Rolle der Marguerite Gauthier . . . ich empfinde kein Bedürfnis, die reine Luft der Felder von Bougival oder anderswo zu athmen und mich einzutauchen in grüne Blätterhaufen, in frischgemolkene Milch und in eben so frische Liebe . . . Nun müßte ich aber das mit Ihnen thun, mein Lieber! Denn ich bitte zu glauben, daß ich nie einwilligen würde, Ihre armseligen hunderttausend Francs in drei oder vier Jahren durchzubringen . . . sehen Sie, ich verstehe nur die guten, dicken und sehr fetten Gänse zu rupfen!"

"Wenn aber ich mein Geld ausgeben will," sagte ich, "so glaube ich doch Herr meines Willens sein zu dürfen."

"O, gewiß! nur geben Sie es dann aus ohne mich! . . . Ich will nicht ein Brotkrümchen in das Ei tauchen, das von Ihrem liliputanischen Erbtheile käme."

"Ich kann Dir gar nicht sagen, mein lieber Ernest, was ich da empfunden habe: es war zugleich Demüthigung und Wuth. Ich verwundete mir mit der linken Hand die Brust, mit der rechten zerraupte ich die Haare."

"Auf! auf! gutes Muthes!" rief mir Susanne lachend zu . . . "bringen Sie Ihre Nerven in Ruhe, lieber Freund." Sie ließ das vordere Fenster des Wagens herab, neigte sich vor und rief dem Kutscher zu: Palais-Royal . . . Frères Provencaux!"

"Auf der weiteren Fahrt sprachen wir kein Wort. Zehn

Minuten nachher befanden wir uns in einem Cabinet des erwähnten Restaurateurs. Susanne wollte selbst unser Diner angeben.

„Du könntest Dir keinen Begriff machen, mit welchem Uebermuth sie die Speisen anschaffte. Sie schien nur darauf zu sehen, die theuersten Sachen zu verlangen, ohne zu berücksichtigen, ob ihr die Gerichte auch schmecken werden oder nicht. Kurz, sie veranstaltete ein für mich abscheuliches Mahl, dessen Beche zweihundertfünfzig Francs ausmachte. Nicht wahr, das scheint Dir unwahrscheinlich für zwei Personen, einen Mann und eine Frau? Aber ich habe diese Beche aufbewahrt und werde sie Dir zeigen, wenn Du es wünschest.“

„Sie sehen,“ sagte Susanne, „und ich habe es Ihnen voraus gesagt: ich bin theuer zu erhalten . . . eines Abends kostete ich Tournesol dreihundertvierzig Francs im Café Anglais, und da ich gerade eine runde Summe von vierhundert Francs erreichen wollte, habe ich beim Nachtsch für sechzig Francs Porzellan zerbrochen.“

„Welch' ein seltsames Weib ist Susanne! Sie verschmähete hunderttausend Francs und hatte ihre Freude daran, hundert Thaler zu vergeuden!“

„Das Diner war zu Ende. Susanne war eben so aufgeräumt und zum Entzücken lustig, als ich düster und traurig war. Ich trank vergebens viel Madeira und Champagner, weder der eine noch der andere Wein stimmte mich heiterer.“

„Susanne scherzte recht ergötzlich, allein ihre Scherze, die ich nicht mit harten Worten zu erwidern wagte, vermehrten noch meine nervöse Reizbarkeit. Ich muß noch hinzufügen, daß ich anfing zu glauben, ich sei denn doch viel weniger in gutem Glückszuge, als ich mir anfangs eingebildet hatte.“

„Susanne hatte einen Aufwärter der Frères Provençaux fortgeschickt, eine Loge im Palais-Royal zu bestellen. Wir gingen in das Theater, zu Fuße durch die Galerien . . . Meine Gefährtin lehnte sich so anschmiegend weich und traut an meinen Arm, daß mir das Herz zu pochen anfing.“

„Susanne sah an diesem Abend, wie sie mir sagte, den

„Italienischen Strohhut“ zum zwölften Mal aufführen. Nichtsdestoweniger unterhielt sie sich wieder vortrefflich. Sie lachte über die Späße des Stückes so herzlich wie eine Pensionsschülerin, die man während der Ferien in das Schauspielhaus führt.

„Mein Gott!“ wiederholte sie von Zeit zu Zeit, „wie thut mir das Lachen schon weh . . . Es ist aber gar so unterhaltend! . . . Ich könnte dieses Stück durch mein ganzes Leben anschauen.“

XVII.

Die Liebe.

„Nach dem Theater stiegen wir wieder in unseren Wagen, der in der Beaujolais-Strasse hielt. Ich fragte Susanne, ob sie in Maison-Dorée soupiren wolle. Sie antwortete mir, daß sie nicht hungrig sei, sondern ermüdet, weshalb sie so bald als möglich nach Hause zurückkehren möchte. Eine Viertelstunde nachher hielt unser Wagen in der Brunère-Strasse.“

„Auf Wiedersehen!“ sagte Susanne zu mir, „und Dank für den allerliebsten Abend. — Werden Sie morgen kommen?“

„Darf ich Ihnen nicht auf einen Augenblick folgen?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Weil ich es nicht will.“

„Aber warum wollen Sie nicht?“

„Weil schon Mitternacht vorüber ist.“

„Was liegt daran?“

„O! sehr viel!“

„Fürchten Sie sich zu compromittiren?“

„Ich! — ha, was Ihnen einfällt!“ entgegnete das junge Mädchen lachend. Sodann begann sie wieder mit der Frage:

„Nun! noch einmal, werden Sie morgen kommen?“

„Ich öffnete den Mund, um zu antworten: „Nein!“ Es fehlte mir aber dazu die Kraft. Das gewollte „Nein“ verwandelte sich auf meinen Lippen in ein kaum hörbares: „Ja!“